

LAUTER BLUFFER

Die Welt scheint auf einmal bevölkert von coolen jungen Leuten, die vor Selbstbewusstsein fast explodieren. Was immer sie sich ausdenken, gelingt. Finden sie sich tatsächlich so super oder haben sie nur gelernt, sich super zu verkaufen?

Von ANUSCHKA ROSHANI

Illustration GREGORY GILBERT-LODGE

Vielleicht ist es ja bloss Neid. Darauf, sich nicht andauernd uneingeschränkt grossartig zu finden. Das erleichtert das Leben doch: frei vom dem Gedanken zu sein, wie andere einen einschätzen. Vom Urteil anderer unabhängig zu handeln — weil man selbstverständlich davon ausgeht, man macht alles richtig.

Vielleicht fällt es mir nur deshalb überhaupt auf: Wenn einer, der in dem Job grad begonnen hat, vor mir sitzt und ohne Umschweife behauptet, dass er sein Metier meisterlich beherrscht.

Vielleicht finde ich es zwangsläufig befremdlich, Anfänger wie Köhner auftreten zu sehen, nachdem man mir meine Kindheit und Jugend über eingeredet hat, dass sich das nicht gehört: auf die Pauke zu hauen — ganz besonders, wenn es die eigene Werbetrommel ist. Jeden Satz mit «Ich» anzufangen.

Trotzdem.

Neulich bekam ich wieder mal eine Einladung zu einer Lesung von einem «Dichter», der bislang keine Zeile veröffentlicht hat. Der nicht im Stillen Geschriebenes vorliest, sondern etwas, was auf mich wie wirres Zeug wirkt — im Koksrausch aufs Papier erbrochen —, als laute «Kunst-Performance» präsentiert.

Das gleiche Bild, sobald ich den Fernseher einschalte: diverse Schönheitsköniginnen, die einen Abschluss in Philosophie und Elementarteilchenphysik in der Tasche haben, die über Nietzsches Verhältnis zur Selbstanalyse ihre Dissertation verfertigten, sieben Sprachen sprechen, seit ihrem fünften Lebensjahr klassisches Ballett sowie Modern Dance nach Martha Graham tanzen, bei Amnesty International engagiert sind, einige Hauptrollen gespielt haben, nebenbei Stücke fürs Saxofon komponieren, Freunde in aller Welt besitzen und mit 22 bereits längere Zeit auf drei Kontinenten gelebt haben.

Na ja, fast.

Auf jeden Fall anders als vom Feuilleton gefeierte Schriftsteller wie Michel Houellebecq, der in Interviews zu seinem neuen Buch, in dem er einen Protagonisten seines Namens zerstückelt, sagt, er besitze keinerlei besonderes Talent. Der seinen Erfolg allein damit erklärt, dass die Romane auf dem Markt so schlecht seien, was seine «noch am ehesten» tauglich aussehen lasse. Der sagt: «Es sind immer die anderen, die entscheiden, ob Sie ein Schriftsteller sind oder nicht.» Oder: «Es muss andere geben, die sagen: Das ist gut, was Sie da machen. Machen Sie weiter damit!»

Warum eigentlich, Monsieur Houellebecq?

Ist es nicht von Vorteil, dass gerade lauter Helden entstehen, lauter neue Menschen, lauter Individualisten, ungebeugt von der

Last jeden Selbstzweifels? Die mit ihrem Erfolg fest rechnen? Weil der in ihren Augen nämlich ganz und gar verdient ist?

Schliesslich hat es auch etwas Albernies, diese ewige Selbstzerfleischung, über die Pubertät hinaus. Es bringt einen doch kein Stück weiter, den eigenen Kopf zum unbehausten Elendsquartier zu machen, in dem nichts am rechten Platz ist.

Und es muss ja auch einen Grund haben, warum Google den Begriff «Selbstzweifel» automatisch um die Verben «vermeiden» und «bekämpfen» ergänzt und einen zu etlichen Ratgebern lotst, die einem den Selbstzweifel aus dem Schädel radieren wollen.

Man hat sich heute anscheinend darauf geeinigt, vom Selbstzweifel besser die Finger zu lassen, denn der führt zu nix, am allerwenigsten zu Erfolg. Im Sinne der Effizienz solle man aufhören, mit sich zu hadern. Aufhören, die eigene totale Unzulänglichkeit zu beklagen. Stattdessen die Maske der Perfektion aufsetzen — kann doch nicht von ungefähr kommen, dass Selbstbewusstsein gern mit Können verwechselt wird.

Wer sich essenziell infrage stellt, der könne keinen Selbstwert haben, heisst es. Du glaubst nicht an dich? Dann wahrscheinlich zu Recht nicht! Im Umkehrschluss bedeutet das: Glaub an dich, damit andere an dich glauben! Liebe dich, damit andere dich lieben können! Sei einfach du selbst! Hol alles aus dir raus! (Denn da ist genug.)

All diese Weisheiten, die mittlerweile zum Arsenal der Küchenpsychologie gehören, musste ich mir auch anhören. Unsere Lehrer und Eltern haben uns, noch unter dem Eindruck der Ereignisse von 1968, verklickert, dass jeder Mensch etwas Liebenswertes hat (auch wenn es nicht ins Auge sticht). Jeder etwas ausserordentlich gut kann (selbst wenn er noch nicht herausgefunden hat, was). Jeder einzigartig ist (obwohl er die gleichen langweiligen Manchesterhosen trägt wie der Rest der Klasse). Meine Mutter fand ihre Töchter sogar so toll, dass sie sich zu der Behauptung verstieg: «Solltet ihr je einen Mord begehen — ich bin sicher, er würde perfekt sein.»

Doch dagegen standen andere Sätze. Sätze, die klarmachten, dass jemand etwas besser konnte als man selbst. Immer besser können würde, egal, wie sehr man übe. Dass jemand gescheiter war. Hübscher, anmutiger, makelloser, wenngleich nie makellos. Das galt es zu akzeptieren. Davor galt es, Respekt zu haben, einfach Respekt — nicht unbedingt Hochachtung.

Es gab Lehrer, die einen als «vorlaut» bezeichneten. Für die das Wort «Selbstdarsteller» einen peinlichen Beigeschmack hatte.

Die Leute, die «sich selbst gut verkaufen können», als grosskotzig abtaten. Und die jene, die sich einen bunt karierten Hut schräg auf den Scheitel setzten, «Gecken» schimpften, das altmodische Äquivalent zum heutigen «Individualistendarsteller».

Besoffen von sich selbst

Was man damals über sich selbst wusste, wusste man vor allem durch seine Freunde. Man fragte, damit man etwas über sich in Erfahrung brachte, und man hörte zu. Gelegentlich befragte man den Spiegel, wie man so wirkt. Überlegte, wie man aussieht, während man spricht und läuft, weil das Spiegelbild stumm blieb. Man verfügte noch nicht über Dutzende fiktiver Bilder und Freunde, die einem darüber Auskunft gaben, wer man ist, wer man sein sollte, wer man sein könnte. Dabei wäre uns nie in den Sinn gekommen, dass man sich sogar neu erfinden kann. Das Phänomen «Sich selbst neu zu erfinden», diese Doktrin, sich bis zu seinem Lebensende in den verschiedensten Rollen zu versuchen — das hat wohl erst Jahre später Madonna erfunden.

Doch jetzt sind sie auf einmal überall. Die Blender. Die Hipster. All jene, die ihre Leben zu kuratieren meinen. Die sich als Künstler verstehen, auch ohne (Euvre).

Um einen herum scheinen sich alle nur noch vor Kulissen des Erfolges zu bewegen. Zwar können sie nichts vollkommen richtig, das aber allemal besser als andere.

Mich irritiert, wie besoffen viele von sich selbst wirken: 15-Jährige, die in der Badi freche Sprüche über mich machen und mit nacktem Oberkörper über die Wiese tänzeln. Einer hatte sich auf den gestählten Bauch «Only God can judge me» (Nur Gott darf über mich richten) tätowieren lassen. Ich begann mich zu fragen, ob es nicht eine Stufe unter Gott die ein oder andere Instanz gibt, die ebenfalls berechtigt sein soll, einem als Mass zu dienen.

Andererseits imponiert mir das strotzende Selbstbewusstsein junger Leute auch: 28-Jährige wie Nico Luchsinger, der Sandbox mitbegründet hat, ein Netzwerk von «extraordinary young achievers below 30», aussergewöhnlich talentierten Menschen unter 30, die bereits erstaunliche Leistungen vorweisen. Das Straucheln in ihren Biografien hat sich aus dem Staub gemacht — sicher kommt es noch immer vor, aber seine traurigen Spitzen sind von Erfolgsgeschichten rund geschliffen.

Meine Welt scheint mir seit einiger Zeit bevölkert von solchen überaus jungen, überaus qualifizierten Frauen und Männern, die vor Ideen bersten und die nicht einmal die uralte Angst verspüren, diese für sich behalten zu wollen. Im Gegenteil, sie sprühen nicht nur vor Einfällen, auch vor Souveränität, und deswegen fürchten sie sich auch nicht vor den guten Einfällen anderer, sondern vernetzen ihre Computer und Gedanken.

Elite, das war für mich nie ein Schimpfwort, garantiert aber für all meine Lehrer. Dennoch glaubte ich damals, kapiert zu haben, dass keiner, der zur Elite zählt, sich je als Elite bezeichnen würde. Nico Luchsinger und seine 550 Sandbox-Mitstreiter, mit Sitz in Washington, Peking, Bangalore, Prag, Nairobi, definieren sich durchaus als Elite: «Für uns gehören die zur

Elite, die keine Angst haben vor grossen Ambitionen, die glauben, ihre eigenen Regeln aufstellen zu können.»

Klingt einleuchtend, wenn man das Profil von Sandbox-Mitglied Amber Rae aus New York liest, in dem sie sich als «free-spiriting thinker, dreamer, doer and creator» — als Freigeist, Träumer, Macher, Schöpfer — beschreibt. Und ihr Projektziel so formuliert: «to reinvent publishing».

Klar, wer global mitspielen will, muss in grossen Massstäben denken. Sonst braucht er gar nicht erst loszulegen. Aber worum gehts genau?

Luchsinger sagt, es gehe darum, «einen Unterschied zu machen». Dafür genüge es nicht, sich bei Sandbox mit einem herausragenden Projekt um Mitgliedschaft zu bewerben, man müsse als Person herausragen. Seine «Lebensabschnittsphilosophie» sei in der Liedzeile von Greis, dem Rapper, gebündelt: «I gloube zwar nid, dass d Wäut no witerdräit, wenn i gange bi, aber nur für e faul mach i aues, dass si andersch wird bis denn.»

Was das zur Schau gestellte überbordende Selbstbewusstsein angeht, gibt er zu, dass man das zuweilen nur mittels Autosuggestion hinkriege. «Es braucht nun mal ein gewisses Ego. Das Leben als Gründer ist hart. Da will man ein kollektives Siechtgutfühlen.»

Keine Generation habe solche Möglichkeiten besessen wie seine, die «Generation Me» — zugleich aber einen solchen Druck verspürt, das eigene, reich anmurende Potenzial auszuschöpfen. Natürlich kenne auch er den Selbstzweifel, aber weniger jenen, der permanent an einem nagt. Er erscheint ihm eher in Form des Satzes «Was soll ich mit meinem Leben machen und warum?»

Hochstaplerkomplex

Soweit ich mich erinnere, quälte uns die Frage «Wann stosse ich an meine Grenze?». Zwar wussten wir, dass wir weit mehr Möglichkeiten als unsere Eltern hatten, aber sie waren alles andere als unendlich. Man zog immer in Betracht, dass man am Ende trotz Studium und zig Praktika ohne Arbeit dastehen könnte.

Fast jeder Mitschüler, den ich während meiner Ausbildung an einer Schule mit sogenannter bester Reputation kennen lernte, gestand mir seinen «Hochstaplerkomplex»: die Angst, irgendwann aufzufliegen, weil jemand merke, dass er in Wahrheit gar nichts könne und nur durch einen glücklichen Irrtum in dieser Schule gelandet sei. Der Schulleiter bestätigte uns darin, als er uns sagte, dass wir trotz strengem Aufnahmeverfahren kein Recht hätten, uns als elitären Zirkel zu betrachten: «Bisher haben Sie nämlich von gar nichts eine Ahnung.»

Allerdings muss die eigene Leistung heute viel häufiger unter Beweis gestellt werden. Man muss sich so oft präsentieren, vor immer neuen Menschen, dass man sich daran gewöhnt hat, für sich wie für ein Produkt mit optimaler Verpackung Marketing zu betreiben.

Aus seinem Studium der mittelalterlichen Geschichte ist Luchsinger im Gedächtnis geblieben, dass einem im 11. Jahrhundert im Laufe des Lebens rund 150 Menschen begegneten. Mit dieser Zahl von Leuten stehe er täglich in Kontakt, per Mail.

Das Design bestimmt das Bewusstsein. Das Design des eigenen Auftritts und Körpers. Es fängt an bei der Photoshop-Bearbeitung der Facebook-Alben. Es hört auf bei der chirurgischen Nachbearbeitung seines Körpers.

Mit 15 träumten meine Freundinnen und ich die typischen Mädchenpubertätsträume: Unsere Nasen wurden über Nacht durch Zauberei begradigt, unsere Beine verschlankt, unsere Brüste — Push-ups gabs noch nicht — aufgepolstert. Und jetzt?

Niemand weiss das so gut wie Eva Neuenschwander, Plastische Chirurgin in der Zürcher Privatklinik Pyramide. Spricht man mit ihr, gewinnt man den Eindruck, der Minderwertigkeitskomplex sei ein Relikt der Vergangenheit. Nach wie vor werden jene zu ihren Patientinnen und Patienten, deren Nase über die Norm hinausragt. Aber die Quasimodos verschwinden von der Bildfläche. Seitdem jedem, auch noch dem 70-Jährigen, eine Zahnspange verpasst wird, sind Unregelmässigkeiten aus dem öffentlichen Bild getilgt. Welches Kind, fragt Dr. Eva Neuenschwander, entwickelt noch einen Buckel oder eine Hasenscharte?

«Man interveniert früher, bevor sich ein Minderwertigkeitskomplex auswächst», sagt sie, «denn heute wird ein normaler Körper als ein Menschenrecht angesehen, das man, dank Wohlstand und moderner Medizin, einfordern kann».

Die meisten Leute kommen nicht mehr in ihre Praxis, hat Eva Neuenschwander festgestellt, weil sie sich eine Abnormität oder etwas, was sie dafür halten, wegoperieren lassen wollen. Sie suchen sie auf, weil es ihnen nicht reicht, «sich schön zu fühlen, sie wollen es sein».

Perfektion ist der Massstab dabei. Früher hat man es vielleicht vermocht, irgendwann über seinen menschlichen Makel Witze zu machen — wem bot sich schon die Option, sein Äusseres im OP-Saal aufhübschen zu lassen? Es blieb einem nur die Selbstironie. Im Grunde ist Humor nicht mal das schlechteste Mittel, Abstand zu sich selbst einzunehmen. Aber heute, wo unsere Gesellschaft stets darauf bedacht ist, politisch korrekt zu sein und darüber immer humorloser wird, vergeht einem das Lachen. Abgesehen von dem aus Schadenfreude.

Heute macht man sich einen Spass daraus, über die vom Kaliber eines Guttenberg zu spotten, jene, die zu dick auftragen und sich dabei erwischen lassen. Die darüber vergessen, dass Eigenwerbung zwar in Ordnung ist, aber Werbung schon lange nicht mehr für wahr gehalten wird.

Trotzdem können sie einem auch ein bisschen leid tun, die öffentlich Gefallenen: weil das Netz nichts vergisst. Kein Kratzer im Lack kann jemals poliert werden, ohne dass Schlieren bleiben.

Wir alle sind zu Bluffern geworden, behauptet der Kulturwissenschaftler Christian Sachrendt. Während seine Generation, die nicht nur durch Zufall meine ist — er ist 1968 geboren — noch beigebracht bekam, alles und alle bis zum Erbrechen kritisch zu hinterfragen, die Atomkraft genauso wie die eigene Beziehungsfähigkeit, und den Selbstzweifel fast zur Existenzform zu erklä-

ren, würden sich die Guttenbergs des Alltags auf dem bequemsten Weg durchs Leben mogeln, ohne jedes Unrechtsbewusstsein. Damals sei der Selbstzweifel ab und an bis zum Selbsthass gegangen — Sachrendt erinnert sich mit Schauern an die Softies der Achtzigerjahre, von denen sich einige sterilisieren liessen. Heute sei die Losung unserer Gesellschaft: Yes, we can! Dazu passe, dass die Zahl der Fälle von narzisstischer Persönlichkeitsstörung stark zugenommen hat, so wie die der Betrugsdelikte.

Man muss gar kein Hochstapler sein, sagt Sachrendt, um das Prinzip des Bluffs zu seinem Vorteil anzuwenden. «Guttenbergs Verhalten war keineswegs ungewöhnlich, vielmehr war es Ausdruck des neuen gesellschaftlichen Mainstreams einer uferlosen Selbstinszenierung.»

Selbst in der Schweiz würden Bescheidenheit und Understatement mehr und mehr zu raren Tugenden — Sachrendt befürchtet gar, dass die Epidemie der Eitelkeiten eines Tages die Stabilität der Gesellschaft untergraben wird: «weil eine Kultur der Unwahrhaftigkeit entsteht, in der ich gezwungen bin, mich zu fragen, wer das neben mir in Wahrheit ist und wer er morgen sein wird».

Es gibt viele Narzissmus-Forscher, welche die Finanzkrise auf die allgemeine Tendenz zum aufgeblähten Ego schieben — hätten sich Banker wie Kleinbürger nicht dem Grössenwahn hingegeben, wäre die Wirtschaft nicht kollabiert.

Hunger nach Applaus

Bloss muss ich mich nicht an der eigenen Nase fassen? Muss ich nicht als Mutter einer kleinen Tochter gegensteuern? Sage ich ihr nicht auch viel zu oft, wie grandios ich sie finde? Erfülle ich ihr nicht jeden Wunsch, bevor er aufkeimt? Begegne ich ihrer Quengelei nicht mit lauter Versprechungen, wider besseren Wissens, dass Kinder geborene Narzissten sind, denen man die Allmachtsfantasien liebevoll austreiben soll? Was, wenn es endet wie in dem alten Witz: Ein Autofahrer hört im Radio «Ein Geisterfahrer auf der A3». Der Fahrer sagt: Einer? Hunderte.

Zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung klappt naturgemäss ein Spalt, aber eine Kluft? Ist es nicht wichtig, ab und zu eine Enttäuschung hinnehmen zu müssen, auch eine über sich selbst?

Stattdessen lernt man schon als Kind, die Welt als gigantische Werbefläche für sein Image zu betrachten. Sich unaufhörlich die Aufmerksamkeit zu sichern, weil einen alle glauben machen, dass sich ein Leben ohne Applaus nicht lohnt. Ist doch nur menschlich, dass der Hunger nach Beifall dann zur Gier nach Bestätigung wird. Was mache ich, wenn meine Tochter später mal zu einem Casting gehen will, einfach mal schauen, was draus wird? Obwohl sie weder tanzen kann noch singen?

Ich kenne einige, die ihre Kinder für hochbegabt halten, obwohl sie das nie aussprechen würden. Bringt das Kind schlechte Noten nach Hause, überlegen sich Papa und Mama, zu klagen: Ist ja bekannt, dass gerade die Ausnahmetalente wegen Unterforderung zu Schulversagern werden. Und hängt nicht im Schrank

das T-Shirt mit der Aufschrift «Little Princess»? Trägt ein anderes Kind den gleichen ausgefallenen Namen: Nemo, Ulaja, Ria?

Angenommen, die ersten Enttäuschungen kommen mit 30 oder so, kann man dann nicht immer noch versuchen, die bequemen Vorstellungen, die man von sich hat, zu retten? Um sich verkannt zu fühlen, braucht man ja sogar ein riesiges Ego und zugleich ein geringes Selbstwertgefühl. Und mutterseelenallein ist man mit seiner Selbsteinschätzung auf keinen Fall — noch der grösste Freak findet im Chat Gleichgesinnte.

Oder verschwindet der Selbstzweifel mehr und mehr, weil nun die erste echte Scheidungskindergeneration erwachsen ist? Wo der Vater als widerständiges Subjekt fehlte?

Remo Largo, Koryphäe in Kinderangelegenheiten, glaubt weniger, dass die alleinerziehenden Mütter verantwortlich sind für die zunehmende Ich-Bezogenheit. Er ist davon überzeugt, dass der technische Fortschritt, soziale und wirtschaftliche Umwälzungen die Fundamente unserer Gesellschaft und unseres Ichs verändert haben. So habe das Internet das Wissensmonopol zerstört; jeder Student könne in der Mittagspause überprüfen, ob ihm sein Professor Stuss erzählt hat. Er darf ihn sogar nach der Vorlesung per Fragebogen bewerten.

Dadurch seien die Autoritäten erodiert, an den Hochschulen wie in den Familien — was Vater sagt, hat nicht mehr automatisch Gewicht. Dafür bestimmt die Frau mehr den Diskurs.

Mit der Emanzipation der Frauen sei jedoch auch der Konkurrenzdruck der Leistungsgesellschaft gestiegen — junge Mädchen haben begriffen, dass sie die Rolle der starken Powerfrau zu spielen haben. Ihre Unsicherheiten, ihre Verwundbarkeiten zu verstecken. Die seien aber nach wie vor da, sagt Largo, bei den Jungen und Männern seien sie eher stärker geworden.

Gekränkte Narzissten

Wir Eltern wollen für unsere Kinder keine Autorität mehr sein, nicht mehr befehlen und verfügen, sondern sein wie sie. Wir ziehen uns an wie sie, wir denken wie sie, sprechen wie sie. Wir sehen uns in unseren Nachkommen gespiegelt, nicht mehr nur phänotypisch. Zu einem Zeitpunkt, an dem wir identitätsstiftend auf sie wirken sollten, leiten wir unseren Eigenwert von der Grandiosität unseres Nachwuchses ab: Ist der überdurchschnittlich in allem, was er tut und macht, dann sind wir es. Immerhin sind wir die Form, die den Pudding gestürzt hat.

Dadurch bürden wir ihnen viel auf: Sie müssen das Versprechen einlösen, das wir in sie legen. Damit steigt ihre Kränkbarkeit, sobald die Wertschätzung von aussen mal ausbleibt. Scheitern wird nicht mehr eingeplant, Frustrationstoleranz — das Schlagwort der Siebzigerjahre-Pädagogik — nicht mehr trainiert. Es gibt kaum einen, der sein Kind grundlegend kritisiert, weder zu Recht noch zu Unrecht. Unser Haupterziehungsziel besteht darin, ihnen «ein gesundes Selbstbewusstsein» mitzugeben. Sind die Prinzessinnen und Prinzen dann erwachsen, mutet für sie jede Zurechtweisung wie Majestätsbeleidigung an. Bis

dahin ist ihnen doch auch nichts vorenthalten worden. Selbst jene kleinere Frustration, die das Warten birgt, wurde mit dem Warten abgeschafft. Wer wartet überhaupt noch im Zeitalter des Smartphones?

Warten und Reifen sind aus der Mode gekommen. Auch in Hinblick auf die Persönlichkeit. Uns haben sie noch was von «Bildung und Persönlichkeitsentwicklung im humboldtschen Sinne» erzählt. Jetzt eignet man sich bestimmte Tools an, wenn man später Geld verdienen will. Fast Food Knowledge reicht.

Als Berufsanfängerin verstärkte sich mein Hochstaplerkomplex noch: Wie lange würde es dauern, bis die anderen feststellten, dass ich eine Flasche war? Meine Mutter redete mir gut zu: Die anderen kochen auch nur mit Wasser.

Nelly Riggenbach, Universum-Chefin für den deutschsprachigen Raum und an der Schnittstelle zwischen Hochschulen und Unternehmen, sagt, heute habe sich das Verhältnis in den Unternehmen umgedreht: Die älteren Angestellten in den Firmen würden fast bewundernd auf die Berufseinsteiger gucken, anstatt den gestandenen Profi herauszukehren. Über 50-Jährige fühlten sich vom Tempo und der Weltläufigkeit der Nachrückenden abgehängt. Die sind mit den digitalen Medien aufgewachsen, sprechen fließend Englisch, waren schon überall, haben Ausbildungsstationen in China, Indien, Mexiko hinter sich.

«Auslandsaufenthalte sind inzwischen Standard», sagt Riggenbach. Nichts, womit man noch beeindruckt, sagt auch Roland Held, Head Corporate Human Resources bei Geberit. Ein Bewerber müsse, seitdem die Zahl der Blender zugenommen habe, detailliert erläutern können, was genau er in einem Konzern gemacht habe. Bohre er im Einstellungsgespräch nach und verlange, die Arbeitsinhalte zu erfahren, dann könne er die Schaumschläger unter den Kandidaten rasch herausfiltern.

Umwege, Einbahnstrassen, Irrläufe haben keinen Wert mehr — ich tröstete mich in solchen Situationen damit, dass eine schlechte Erfahrung wenigstens eine Erfahrung ist. Erfahrung aber zählt nicht mehr viel. Sogar Depressionen laufen nun unter Burn-out. Das klingt weniger traurig, mehr nach Leistungs-Overkill eines Workaholics.

Die Momente, in denen man sich eine Blösse geben muss, sind rar geworden. Stattdessen pfeift mir seit Jahren das Wort von der Selbstverwirklichung um die Ohren. Was aber, wenn ich gar nicht weiss, was in mir nach Verwirklichung schreit? Was, wenn mich die Grenzenlosigkeit der Möglichkeiten überfordert?

Sandra Hönle, 27, Betriebswirtschaftlerin, 500 Facebook-Freunde, sagt: «Ich empfinde eine Art Bringschuld. Wenn ich nach einem Arbeitstag nach Hause komme und nichts mehr mache, weder einem ehrenamtlichen Amt nachgehe noch einem Hobby, dann habe ich das Gefühl eines verschwendeten Tags.»

«Um neue Impulse zu bekommen», hört sie beim Joggen Podcasts, etwa zu «Selbstoptimierung». Verbesserungspotenzial gibts ja immer. Früher sei man mit fünf anderen verglichen worden, «heute wird man mit der ganzen Welt verglichen».

Man müsse mitspielen, sagt Sandra Höhle, ob einem das Heisse-Luft-Produzieren gegen den Strich geht oder nicht. Ein bisschen Verstellung gehöre dazu, so anstrengend es auch sei, unentwegt auf der Bühne zu stehen und eine Show abzuziehen. Umso angenehmer findet sie es, zumindest bei den engsten Freunden nicht schauspielern zu müssen. Seine Selbstzweifel nicht verbergen, nicht anonym im Internet loszuwerden. Bei ihnen aussprechen zu können, dass man sich verlassen fühlt, weil man verlassen wurde. Anstatt allen weiszumachen, man habe sich in gegenseitigem Einvernehmen getrennt.

Wer sich schliesslich unter all den Erfolgsmenschen, den Schönen, Reichen, Klugen, als Verlierer empfindet, wer hinter seinen Möglichkeiten, den eigenen und fremden Ansprüchen zurückgeblieben ist, wer in seinem Narzissmus letztlich gekränkt wird — ja, was macht der?

Schlechte Umstände geltend? Das ungerechte Schicksal verantwortlich? Sich unsichtbar?

Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Vielleicht sollten wir demütig werden, wie es uns jene Wissenschaftler nahelegen, die sich mit der narzisstischen Gesellschaft befassen. Loben, dass wir es gut getroffen haben. Aber darf man deshalb Dankbarkeit von denen, die jetzt jung sind, erwarten? Dankbarkeit wird von der Rückschau genährt, nie von der Vorschau. Sollte nicht also jeder, der vorausblickt, der eine Perspektive entwickelt, auf das Vertrauen der älteren Generationen

bauen dürfen? Auch auf ein Vertrauen in sein Selbstvertrauen?

Ist doch eigentlich das Beste, was uns allen passieren kann — auch wenns uns manchmal aufstösst: Die Jungen sind selbstbewusst im eigentlichen Sinn. Sind sich ihrer Stärke bewusst, fühlen sich nicht als kleine Lichter, wissen, dass sie mit einem Klick eine Menge bewegen können.

Ganz so, wie es Nico Luchsinger, der 28-jährige Talent-schuppen-Gründer, sagt: «Die Möglichkeit, dass die Welt durch uns besser wird, ist zumindest gegeben.» Dann schiebt er — dem das Selbstbewusstsein wie selbstverständlich in die kollektive Wiege gelegt wurde — einen tröstlichen Satz hinterher: «Es geht auch darum, etwas zu machen, das über einen hinausweist. Das grösser ist als man selbst.»

BUCHHINWEIS:

Christian Saehrendt/Steen T. Kittl: «Alles Bluff!» (Heyne)

ANUSCHKA ROSHANI ist Redaktorin des «Magazins».

anuschka.roshani@dasmagazin.ch

Der Illustrator GREGORY GILBERT-LODGE arbeitet

regelmässig für «Das Magazin».

gregory@gilbert-lodge.com

Unsere ständige Angst war, irgendwann aufzufiegen, weil jemand merkt, dass wir in Wahrheit gar nichts können.